



Kommt zu den Halluzinationen eine tiefe spirituelle Erfahrung, kann das durchaus helfen, die letzten Stunden leichter zu ertragen.

Foto dpa

Der Tod, in anderem Licht betrachtet

Psychedelische Drogen waren lange Zeit ein Tabu für die Forschung. In der Palliativmedizin könnte sich das ändern: Erste seriöse Studien liegen bereits vor.

VON NICOLAS LANGLITZ UND ANNE KIRSTINE HERMANN

Die ausgezehrte, an Brustkrebs leidende Frau lächelt ein letztes Mal: „Der Schmerz ist hier, aber ich bin anderswo. Nichts gehört dir wirklich. Nicht einmal deine Schmerzen.“ Einige Tage zuvor hat sie mit ihrem Mann eine bewusstseinsweiternde Droge namens Moksha genommen. Nicht um vor der Tatsache zu fliehen, dass sie sterben muss. Sondern um sich eins mit dem Kosmos zu wissen, der ihr irdisches Dasein überdauern wird. „Und jetzt löse dich, Liebes“, ermutigt sie ihr Mann – der Tod kommt als Freund.

So jedenfalls stellte sich das der englische Schriftsteller Aldous Huxley in seinem 1962 erschienen Roman „Eiland“ vor. Nur ein Jahr später bot sich ihm Gelegenheit, die Vision am eigenen Leib zu verwirklichen: Auf dem Sterbebett bat er seine Frau, ihm hundert Mikrogramm Lysergsäure-diethylamid (LSD) zu injizieren und ihm dabei aus dem Tibetischen Totenbuch vorzulesen.

Eingang in die Palliativmedizin gefunden hat Huxleys Utopie bislang nicht. Dabei liegt der Gedanke eigentlich nahe. Viele Patienten reagieren auf die Diagnose einer unheilbaren Krankheit mit Depression und dem Gefühl tiefer Einsamkeit. Doch die klassische medizinische Forschung interessiert sich nur am Rande für die seelische Verfassung von Totkranken und Sterbenden. In erster Linie geht es ihr darum, das Leben zu verlängern. Die Frage, in welchem Maße Psychodrogen beim Sterben helfen können, ist aus klinischer Sicht selten gestellt und in der Praxis nie durch methodisch einwandfreie Studien beantwortet worden.

Zwar gab es bereits in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Versuche, bei der Behandlung von Krebspatienten auch Halluzinogene einzusetzen. So kann-

te Eric Kast von der Chicago Medical School zeigen, dass LSD schmerzlindernd wirkt. Walter Pahnke, ein Doktorand des berühmten Harvard-Psychologen Timothy Leary, fand damals heraus, dass die verwandte und in einigen Pilzarten vorkommende Substanz Psilocybin nicht nur mystische Erfahrungen hervorrufen kann – ein Befund, der jüngst an der Johns Hopkins University in Baltimore noch einmal bestätigt wurde – sondern auch die Angst vor dem Tod zu nehmen vermag. Ein ähnliches Ziel verfolgte der Psychiater Stanislav Grof, der rund sechzig seiner moribunden Patienten im Spring Groves Hospital in Baltimore mit Halluzinogenen behandelte.

Psychedelika galten vorübergehend als ideales Werkzeug, um die Chemie des menschlichen Bewusstseins zu ergründen. Untersucht wurden gesunde Probanden, die man in psychotrope Zustände versetzte. Auch eine Reihe klinischer Anwendungen wurden damals erprobt, etwa die Behandlung von Depressionen, Zwangsstörungen, Cluster-Kopfschmerzen oder Suchterkrankungen.

Doch obwohl die Halluzinogenforschung eine Zeitlang als eines der vielversprechendsten Felder der Psychopharmakologie galt, kamen solche Versuche Mitte der sechziger Jahre zu einem abrupten Ende; das LSD verbreitete sich über die Laborgrenzen hinaus und war zum Wahrzeichen der Gegenkultur geworden. Der damit einhergehende unkontrollierte Konsum und die wachsende Zahl drogenbedingter Psychosen sowie im Rausch verübter Selbstmordversuche führten schließlich zum weltweiten Verbot der Halluzinogene und dem Ende ihrer wissenschaftlichen Erforschung.

„Es ist sehr bedauerlich, dass alle diese Untersuchungen als Reaktion auf die kulturellen Umbrüche vor schnell eingestellt wurden“, sagt Charles Grob, Professor für Psychiatrie an der University of California in Los Angeles. Grob hat vor zwei Jahren in der Fachzeitschrift *Archives of General Psychiatry* eine erste, heutigen Forschungsstandards entsprechende placebokontrollierte Doppelblind-Studie vorgestellt (<http://archpsyc.jamanetwork.com/article.aspx?articleid=210962>). Zwölf Patienten im fortgeschrittenen Stadium einer Krebserkrankung wurden moderate

Schon ein einziger Trip auf LSD kann die Angst vor dem Sterben lindern.

Dosen von Psilocybin verabreicht, anschließend wurde ihr physischer und psychischer Zustand überprüft. Verschiedene Tests zeigten, dass die Angst der Patienten zurückging und sich ihre generelle Stimmung hob. Im Gegensatz zu den sonst verschriebenen angstlösenden Beruhigungsmitteln und Antidepressiva hielt die therapeutische Wirkung weit länger an: Nach dem einmaligen, vier bis sechs Stunden dauernden Psilocybin-Trip spürten die Patienten während des gesamten Untersuchungszeitraums von sechs Monaten Erleichterung.

Diese Pilotstudie sollte zunächst einmal klären, ob die kontrollierte Einnahme von Halluzinogenen aus ärztlicher Sicht zu verantworten ist. „Wir haben gezeigt“, sagt Grob, „dass man Patienten auf sicherem Wege in diese sehr tiefen veränderten Bewusstseinszustände und zurück an den Ausgangspunkt führen kann.“

Eine Reihe ähnlicher Studien bestätigt den gefundenen Effekt. Die Aussagekraft aller bisher durchgeführten Untersuchungen ist aufgrund ihrer geringen Teilnehmerzahl allerdings noch sehr beschränkt. Um eine Psychotherapie mit LSD oder Psilocybin auf solidere Grundlagen zu stellen, müssten weitere Studien mit jeweils zweihundert bis dreihundert Patienten durchgeführt werden, schätzt Grob. Doch hier stößt die wiederlebte psychedelische Forschung auf ein Problem: „Es ist keine Behandlung, bei der man einfach ein Rezept ausfüllt und den Patienten damit zur Apotheke schickt.“ Nicht jeder Arzt wäre qualifiziert, einen anderen Menschen an diese psychischen Grenzzustände heranzuführen, sagt Grob. Und Patienten, die bereit sind, sich auf diese Grenzerfahrung einzulassen, finde man auch nicht an jeder Ecke.

Dass die Halluzinogenforschung überhaupt eine Renaissance erlebt, kann man im Grunde auf die in den neunziger Jahren ausgerufenen „Dekade des Gehirns“ zurückführen. Bildgebende Verfahren in den Neurowissenschaften erlaubten nun erstmals funktionale Einblicke ins Gehirn. Der Schweizer Psychiater Franz Vollmeider gehörte zu den Pionieren, die mit dieser Technik auch die Wirkungen psychedelischer Drogen untersuchten. In der Schweiz war man zudem am ehesten bereit, wieder Versuche mit bewusstenverändernden

Substanzen zuzulassen; schließlich war es Basel gewesen, wo der Chemiker Albert Hofmann 1943 im Rahmen seiner Forschung zum Mutterkorn die Wirkung von LSD entdeckt hatte. Rückendeckung fanden die neuen Experimente durch den ehemaligen Schweizer Gesundheitsminister Pascal Couchepin. Auch der Solothurner Psychiater Peter Gasser profitierte von diesem forschungspolitischen Klimawandel, als er beantragte, Krebspatienten mit LSD behandeln zu dürfen. 2007 wurde ihm die Genehmigung erteilt: „Die Behörden haben rein nach ethischen und wissenschaftlichen Kriterien entschieden und sich nicht lange über die Zeit der Hippies ausgelassen“, erzählt er.

Von Gegenkultur ist nicht mehr die Rede, wenn es darum geht, Psychedelika gesellschaftsfähig zu machen. Rick Doblin, Gründer der amerikanischen Multidisziplinären Association for Psychedelic Studies, die unter anderem auch die Schweizer LSD-Studien finanziert, sieht dies als ein strategisches Projekt: „Jeder von uns wird sterben. Und jeder hat mehr Angst vor dem Sterben als vor Drogen. Wenn wir beweisen, dass wir sterbenden Menschen helfen können, dann wird das auch in der Mitte der Gesellschaft akzeptiert werden.“

Schwieriger wird es vielleicht sein, den spirituellen Aspekt einer psychedelischen Therapie zu vermitteln. „Psychedelika sind Schlüssel, mit denen sich die in jedem Menschen verborgene Fähigkeit erschließen lässt, für eine höhere Macht empfänglich zu werden. Das ist potentiell ein therapeutisch wirksamer Mechanismus, den man sich zunutze machen kann“, sagt Charles Grob. Doch bis dieser Gedanke in der Schulmedizin Fuß fasst, wird es wohl noch eine Weile dauern.

Ethnologen kennen allerdings zahlreiche Kulturen, in denen Halluzinogene schon immer eine zentrale Rolle spielten. In der Hand von Schamanen dienen sie der gesellschaftlichen Integration. So macht bei den Initiationszeremonien der mexikanischen Huicholen erst die Einnahme des meskalinhaltigen Peyote-Kaktus aus Jugendlichen vollwertige Mitglieder ihres Stammes.

„Der Schamane ist jemand, der seiner Gemeinde soziale Normen vorgibt und moralische Führung anbietet. In einem psychedelisch veränderten Bewusstseinszustand ist ein

Mensch eher in der Lage, tief verankerte kulturelle Werte zu verinnerlichen“, sagt der Psychiater Jeffrey Guss. Er ist Mitglied eines Forscherteams der New York University, das an einer „Psilocybin Cancer Anxiety Study“ arbeitet. Die psychotherapeutische Behandlung von Krebspatienten mit Psilocybin soll auf ähnliche Weise dazu beitragen, Verhaltensweisen zu festigen, die ohnehin während der Therapie vermittelt werden: die Sorge um das Selbst, Verantwortungsübernahme für das eigene Handeln und ein Gefühl tiefer Verbundenheit mit anderen. „Solche prosozialen Werte“, sagt Guss, „sind weit entfernt von den antisozialen Parolen der sechziger Jahre.“

Doch diese Parallele zum Schamanismus ist neu, die psychedelische Behandlung der Angst vor dem Sterben im Kulturvergleich einzigartig. Schamanen verwenden Halluzinogene nicht zu diesem Zweck. Einordnen lassen sich die aktuellen Versuche nur vor dem Hintergrund der modernen Medizin. Die versteht den Tod als eine Tragödie, die weitgehend in die Krankenhäuser verbannt wird. „In der westlichen Medizin sehen wir im Tod einen Feind, und wenn wir ihn zurückschlagen, triumphieren wir“, sagt Guss. „Aber wenn er dann doch irgendwann kommt, haben wir versagt. Das ist eine schreckliche Art und Weise für Ärzte und Patienten, einander im Sterbeprozess zu begegnen. Sie negiert die Natürlichkeit und Unausweichlichkeit des Todes und beraubt den Menschen der Möglichkeit, seinen Tod als normalen Teil des Lebenszyklus zu erfahren.“

Vom französischen Philosophen Michel de Montaigne stammt die Bemerkung, zu philosophieren bedeute in Wahrheit, sterben zu lernen. Doch Philosophie hilft nicht jedem. Können Drogen an ihre Stelle treten? „Nein“, sagt Gasser. „Mit dem Vorbeigehen auf das Sterben ist es wie mit dem Vorbereiten auf die Geburt: Am Ende kommt es, wie es kommt. Man stellt sich wohl vor, man möchte sanft sterben, ohne Leiden und im Beisein nahestehender Menschen. Wenn es tatsächlich so geschieht, ist das eine Gnade. Aber häufig kommt es ganz anders.“

Gasser hat die Erfahrung gemacht, dass es den meisten Patienten weniger um den Übergang vom Leben zum Tod geht als vielmehr darum, wie sie die verbleibende Zeit erleben.

Der Schweizer Dokumentarist Martin Witz hat in seinem Film „The Substance“ 2011 die Geschichte des LSD nacherzählt und darin Patienten zu Wort kommen lassen. Einer von ihnen, der Amerikaner Clark Martin, erzählt, wie er durch eine Krebserkrankung zum Gefangenen seiner Diagnose wurde: „Mein Leben wurde enger und enger. Ich habe mich nur noch mit dem Krebs beschäftigt und mich immer mehr zurückgezogen.“ Dann entschloss er sich, an einer Psilocybin-Studie der Johns Hopkins University in Baltimore teilzunehmen. „Die Behandlung änderte alles. Eine Reihe von Einsichten sind mir geblieben. Manchmal verfall ich noch in die Depression, aber ich kann mich wieder hinausziehen. Ich habe aufgehört, alles bis ins letzte Detail kontrollieren zu wollen. Und ich bin viel geselliger geworden.“

Manchen Patienten ermöglicht es die Droge also, sich mit dem Diesseits zu versöhnen. Andere wagen sich tatsächlich ein Stück ins Jenseits vor. Sie berichten davon, im psychedelischen Rausch Ahnen und Geistern begegnet zu sein oder fühlen eine tiefe Verbundenheit mit Gott. Manche erfahren auch den Tod selbst, nicht immer eine angenehme Erfahrung: Sie werden beispielsweise Zeuge ihrer eigenen Zersetzung oder treffen in der Unterwelt auf bereits Verschiedene. „Einige erleben dieses Sterben als Generalprobe ihres richtigen Todes“, berichtet Guss. Auf diese Weise subjektiv zu erfahren, wie man sterben und wiedergeboren werden kann, sei ebenfalls eine Art Trost.

Die psychedelische Therapie ist und bleibt ein diffiziles Feld der Medizin. Schließlich kommt es hier nicht allein auf das Pharmakon an, entscheidend ist auch das Verhältnis zwischen Patient und Psychiater. Jeffrey Guss betont deshalb, dass es sich bei seinen Versuchen nicht um eine klassische Medikamentenstudie handelt, sondern um eine „Psilocybin-unterstützte Psychotherapie“. Auch sein Schweizer Kollege Gasser sagt, Halluzinogene wie LSD seien nur ein Katalysator. Statt weiterer placebokontrollierter Studien, merkt er selbstkritisch an, müssten eigentlich die Methoden der Psychotherapieforschung zum Einsatz kommen.

Nicolas Langlitz ist Medizinanthropologe an der New School for Social Research in New York. Anne Kirstine Hermann arbeitet als Journalistin in Kopenhagen.